



---

Essays

Nonfiction

---

1925-12-20

## "Der Hagestolz"

Lilly Klaudy

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay)



Part of the German Literature Commons

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19251220&seite=33&zoom=33>

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Klaudy, Lilly, "'Der Hagestolz'" (1925). *Essays*. 466.

[https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay/466](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/466)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

Literarische Notizen.

[„*Der Hagestolz*.“ Roman von Leo v. Meyenburg. Verlag Grethlein & Co., Leipzig Zürich.]

Ein Werk von eigenartigem Reiz und einer durchaus nicht landläufigen Prägung. Besonders – schon um des besonders facettierten Wesens seines Helden willen. Ein nicht allzu häufiger Typus, dieser junge von vor Herblingen! Aristokrat, Aesthet und Träumer, Künstler und Humanist, ein Spötter und ein Herz voll Sehnsucht, ein Schönheitsucher auf allen Pfaden, ein Zweifler und ein Idealist, ein nimmermüder Sucher – das ist der Wanderer, dem wir auf seinem Lebensweg in diesem Buch für eine Weile das Geleit geben. Da wir Stephan kennen lernen, bewohnt er mit seinem Vater nach dem verbrauchten Sturm des Weltkrieges in der schweizerischen Geschäftszentrale den ersten Stock „eines jener graugetünchten Miethäuser, dessen Balkon im Frühjahr nach einer Glyzine duftet und in der übrigen Zeit nach der Zahnpaste argentinischer Studenten, die im Erdgeschoß hausen.“ Patrizieratmosphäre umgibt den alten Herrn, in vornehmer Abgeklärtheit und lebenswürdiger Resignation allabendlich seine Patienten legt indes der Sohn an dem etwas in Verwirrung geratenen Garn seiner intellektuellen Träume spinnt. Unruhe füllt Stephans Herz. Zwiespältigkeit und Unrast desjenigen, für den der Wegweiser nach der Heimat in zwei verschiedene Richtungen zeigt. Elsässer von Geburt, hat der junge Herblingen seine humanistischen Studien in einer distinguierten deutschen Residenzstadt absolviert, deren Andenken sich in ihm seltsam mit späteren Pariser Eindrücken zu einem „idyllisch parfümierten aristokratischen Internationalismus vermischt. Einem Internationalismus, der dem des achtzehnten Jahrhunderts ziemlich nahekommt. Stephan liebt jenes Jahrhundert seines freigebigen Intellektualismus wegen in besonderem Maße. Und gerade diese Einstellung seines Geschmackes, diese Einfühlung in die Gedankensphäre eines verschollenen Jahrhunderts voll Geist, Leuchtkraft und Grazie ist ungemein charakteristisch für die Persönlichkeit des jungen Mannes, ja sie verleiht manchen Zügen seines Wesens die Bedeutung funkelnder Reflexe jenes bewunderten Glanzes von einst. Der Romane in Stephan läßt diesen seines Lebens in der Schweiz nicht froh werden. Er verabscheut den Mangel an Formgefühl, der ihm dort allenthalben verstimmend entgegentritt. Und er tut das Beste, was er in seiner seelischen Unruhe, in dem Konflikt seiner Sehnsüchte, aus dem Bestreben heraus, „die Verliebtheit des Lebens mit geistiger Anmut zu genießen“, tun kann: er fährt nach Paris. Dort in der Cité Lumière trifft er zwei Frauen wieder, die einmal bereits seinen Weg gekreuzt und denen er nun unverhofft wie einem Neuen, Wunderbaren, befangen und entzückt zugleich, gegenübersteht. Luise, die Eine, hat er vor Jahren in Zürich kennen gelernt, als sie eben im Krieg ihren Mann verloren hatte, Clarisse, die andere, aber war die Gefährtin seiner Kinderspiele in der ihm fremd gewordenen und doch unvergessenen Heimat gewesen. Da er sie wiederfindet, beide, fühlt er sich reicher und beglückter als je zuvor. Seltsames Doppelspiel des Herzens: er liebt beide und jede auf so andere Weise, wie es die Ortsverschiedenheit der beiden Frauen mit sich bringt. Das gemeinsame Wissen um gemeinsame innere Not zieht die Fäden zwischen Stephans und Clarissens Herzen straffer. Als die heimkehrt, reist er ihr nach, findet sie und in ihr die Heimat wieder; da er aber um sie wirbt – kommt er zu spät. Fünfundzwanzig Jahre lang hat Clarisse ihm ihre Liebe bewahrt. Nun sie es ihm einbekennen darf, ist sie nicht mehr frei. . . . So schließt das Buch. Nicht wie man etwa glauben könnte, mit einer Dissonanz, gewaltsam abreißend: o nein, sondern mit einem Mollakkord, voll süßer unendlich wehmütiger Harmonie. Wie überhaupt nur milde, sanft sordinierte Töne es durchklingen, seine Pastellfarben, eindringlich und delikates Gewebe seiner feinmaschigen Gedanklichkeit durchleuchten. Scharmanten Rankwerk von glitzernden Einfällen, pointierten Betrachtungen und künstlerisch geschauten Bildern umwebt alles Geschehen wie ein Kranz spielender Putten ein Gemälde von verträumter Nachdenklichkeit. Schon um dieses feinsinnigen Drum-

Herum willen, dieser anmutigen Arabesken wegen, muß man das Buch Meyenburgs lieben. Es ist Ziselierarbeit einer geistigen Goldschmiedekunst, in der sich die Grazie romanischen Geschmacks mit deutschen Gefühlselementen ungemein reizvoll vermischt.

Lilly Klaudy.

## Literarische Notizen.

„Der Hagestolz.“ Roman von Leo v. Meyenburg. Verlag Grethlein & Co., Leipzig-Zürich. Ein Werk von eigenartigem Reiz und einer durchaus nicht landläufigen Prägung. Besonders — schon um des besonders facettierten Wesens seines Helden willen. Ein nicht allzu häufiger Typus, dieser junge von Herblingen! Aristokrat, Aesthet und Träumer, Künstler und Humanist, ein Spötter und ein Herz voll Sehnsucht, ein Schönheitsjücker auf allen Pfaden, ein Zweifler und ein Idealist, ein nimmermüder Sucher — das ist der Wanderer, dem wir auf seinem Lebensweg in diesem Buch für eine Weile das Geleit geben. Da wir Stephan kennen lernen, bewohnt er mit seinem Vater nach dem verbrauchten Sturm des Weltkrieges in der schweizerischen Geschäftszentrale den ersten Stock „eines jener graugetünchten Miethäuser, dessen Balkon im Frühjahr nach einer Myzine duftet und in der übrigen Zeit nach der Zahnpasta argentinischer Studenten, die im Erdgeschoss hausen.“ Patrieratsatmosphäre umgibt den alten Herrn, der in vornehmer Abgeklärtheit und liebenswürdiger Resignation allabendlich seine Patienzen legt, indes der Sohn an dem etwas in Verwirrung geratenen Garn seiner intellektuellen Träume spinnt. Unruhe kühlt Stephens Herz. Zwiespältigkeit und Unrast desjenigen, für den

der Wegweiser nach der Heimat in zwei verschiedene Richtungen zeigt. Elsäßer von Geburt, hat der junge Herblingen seine humanistischen Studien in einer distinguierten deutschen Residenzstadt absolviert, deren Andenken sich in ihm seltsam mit späteren Pariser Eindrücken zu einem „idyllisch parfümierten aristokratischen Internationalismus“ vermischt. Einem Internationalismus, der dem des achtzehnten Jahrhunderts ziemlich nahekommt. Stephan liebt jenes Jahrhundert seines freigebigen Intellektualismus wegen in besonderem Maße. Und gerade diese Einstellung seines Geschmacks, diese Einfühlung in die Gedankensphäre eines verschollenen Jahrhunderts voll Geist, Feuchtkraft und Grazie ist ungemein charakteristisch für die Persönlichkeit des jungen Mannes, ja sie verleiht manchen Zügen seines Wesens die Bedeutung funkelnder Messlere jenes bewunderten Glanzes von einst. Der Romane in Stephan läßt diesen seines Lebens in der Schweiz nicht froh werden. Er verabscheut den Mangel an Formgefühl, der ihm dort allenthalben verstimmend entgegentritt. Und er tut das Beste, was er in seiner seelischen Unruhe, in dem Konflikt seiner Sehnsüchte, aus dem Bestreben heraus, „die Verliebtheit des Lebens mit geistiger Anmut zu genießen“, tun kann: er fährt nach Paris. Dort in der Cité Lumière trifft er zwei Frauen wieder, die einmal bereits seinen Weg gekreuzt und denen er nun unverhofft wie einem Neuen, Wunderbaren, befangen und entzückt zugleich, gegenübersteht. Luise, die Eine, hat er vor Jahren in Zürich kennen gelernt, als sie eben im Krieg ihren Mann verloren hatte, Clarisse, die andere, aber war die Gefährtin seiner Kinderspiele in der ihm fremdgewordenen und doch unvergessenen Heimat gewesen. Da er sie wiederfindet, beide, fühlt er sich reicher und beglückter als je zuvor. Seltsames Doppelspiel des Herzens: er liebt beide und jede auf so andere Weise, wie es die Ortsverschiedenheit der beiden Frauen mit sich bringt. Das gemeinsame Wissen um gemeinsame innere Not zieht die Fäden zwischen Stephans und Clarissens Herzen straffer. Als sie heimkehrt, reist er ihr nach, findet sie und in ihr die Heimat wieder; da er aber um sie wirbt — kommt er zu spät. Fünfundzwanzig Jahre lang hat Clarisse ihm ihre Liebe bewahrt. Nun sie es ihm „inbekennen darf“, ist sie nicht mehr frei. . . . Es schließt das Buch. Nicht wie man etwa glauben könnte, mit einer Dissonanz, gewaltsam abbrechend: o nein, sondern mit einem Mollakkord, voll süßer unendlich wehmütiger Harmonie. Wie überhaupt nur milde, sanft jordinierte Töne es durchklingen, seine Pastellfarben, eindringlich und delikate, das Gewebe seiner feinmaschigen Gedanklichen durchleuchten. Scharmanten Rankwerk von glitzernden Einfällen, pointierten Betrachtungen und künstlerisch geschauten Bildern umweht alles Gelesene wie ein Kranz spielender Butten ein Gemälde von verträumter Nachdenklichkeit. Schon um dieses feinsinnigen Trübsalserum willen, dieser anmutigen Arabesken wegen, muß man

das Buch Neuenburgs lieben. Es ist Zitelierarbeit einer geistigen Goldschmiedekunst, in der sich die Grazie romanischen Reichthums mit deutschen Gefühlselementen ungemein reizvoll vermischt.

Lilly Klauy.